

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 5 (1929-1930)
Heft: 5

Artikel: Ein ganz gewöhnlicher Mann
Autor: Riffel, H.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065130>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Dieser Aufsatz weist zusammen mit dem anschliessenden («So wurde ich Proletarier») auf den fragwürdigen Wert hin, den die «höhere Schulung» für den Erfolg im Kampfe des Lebens hat. Die Aufsätze, vor allem der zweite, klagen an. Es ist nicht leicht, zu sagen, ob die angeklagte höhere Schulung oder die allgemeine Einstellung zu ihr, oder auch die Ankläger schuldiger sind.

Die beiden Aufsätze leiten eine Untersuchung des «Schweizer-Spiegel» über das Problem «Hochschule und Leben» ein

Schon meine Grosseltern betrieben das kleine Warengeschäft, das meine Eltern nun bald zwanzig Jahre innehaben. Ich habe nie bemerkt, dass es einmal am guten Auskommen gefehlt hätte, denn sie trugen zu jedem Rappen Sorge. Darum hatten sie auch nichts einzuwenden, als ich nach der Sekundarschule das Seminar besuchen wollte. Freilich hätte man es lieber gesehen, wenn ich die alten Wege bürgerlicher Genügsamkeit gegangen wäre, denn dass nachher noch die Hochschule kommen würde, ahnte mein Vater wohl. Weil ich aber stets ein Eigenbrödlar gewesen bin und mich nie sonderlich um sein Gewerbe gekümmert habe, liess er mir den Willen, um so mehr als mein älterer Bruder im Kaufmännischen tüchtig war.

So kam ich auf das Seminar, in eine völlig andere Welt. Schon die blauen Mützen und die Uniformen schienen uns von den andern Leuten zu trennen. Ich gewann meine Bücher lieb und hatte Freude, mein Wissen wachsen zu sehen. Meine neuen Freunde rissen mich gewaltsam in das sprudelnde Studententreiben hinein, so dass ich zu Hause bald ein Fremder war. Man hatte da kein Interesse an meinen Büchern, und mir war der Spezereiengeruch des väterlichen Geschäftes wie alles Gewöhnliche, Unpoetische, zuwider.

Zunächst taten wir Schüler nicht viel Rechtes. Meistens trieben wir allen erdenklichen Schabernack mit den Lehrern, da gab es nächtliche Streifzüge in die Weinberge, man «fuhr schwarz» in einem Güterwagen der Arosabahn, und der Knalleffekt war immer ein gemeinsamer Arrest.

Langsam wurden wir älter und andere Gedanken schlichen sich in unsere Bu-

benköpfe. Zudem stieg zeitweise eine unbestimmbare Schwermut in mir auf, die mich in manchem früher reifen liess als meine Freunde. Dennoch konnte ich oft unnatürlich lustig sein und die ausgelassensten Verse für die Bierzeitung unserer Verbindung schreiben. Weil darin meistens eine bekannte Persönlichkeit lächerlich gemacht wurde, erntete ich damit stets dröhnenden Beifall. Darob schwoll mir der Kopf gewaltig, und ich fing an, mich für einen Dichter zu halten. Daneben häuften sich aber in trüben Stunden Gedichte tief traurigen, weinerlichen Inhalts.

Den «Jürg Jenatsch» lasen wir noch halb in romantischer Begeisterung für das Ungewöhnliche, halb schon mit dem Verständnis für das Streben eines Mannes, der weiss, was er will. Nun löste sich bald einer und der andere aus der Reihe der Lausbuben und verbohrt sich in eine Idee und wollte dereinst durch erleuchtende Weltweisheit, durch Vegetarismus oder durch nordischen Götterkult die arme Menschheit erlösen. Für mich stand es fest, dass ich ein Dichter würde und kein geringer!

Nach drei Jahren hielten wir eines Tages das Patent in den Händen, stolz, als wäre es das Steuer eines wunderbaren Wagens, der uns in blaue Märchenfern führen sollte. Mich als gewöhnlichen Schulmeister zu produzieren, daran dachte ich nicht. Für was hatte ich schon zwei Trauerspiele verfasst?

Im Trubel der Anlässe hatte ich nicht bemerkt, dass eine erdrückende Last über meiner Familie lag. Als ich nach den zwei Prüfungswochen wieder den ganzen Tag im Hause war und helfen musste, sah ich, dass meine Eltern und

der Bruder böse Gesichter machten gegen mich. Aufgebracht fuhr ich den Vater an, was das wieder zu bedeuten hätte, und nun erfuhr ich den wahren Grund, warum alle so niedergeschlagen dreinschauten :



„Lisa war so lieb wie noch nie . . .“

Das Geschäft meines Vaters ging schon seit einiger Zeit schlecht. Darum waren alle fortwährend in gedrückter und gereizter Stimmung und deshalb Streit und Zerwürfnisse viel häufiger als sonst.

Der Vater verlangte, dass ich sofort eine Lehrstelle suche und so schnell wie möglich meinen Unterhalt selber verdiene. Diese unerwartete Zumutung brachte mich so in Aufruhr, dass es zu Szenen kam, wie wir sie zu Hause noch nie erlebt hatten. Ich erklärte, es sei ein Verbrechen, einen geborenen Künstler zu einem Einmaleinsvorarbeiter zu erniedrigen. Ich schwor, dass ich diesen Schmach nie über mich ergehen lasse. Aber was half es? Meine jüngeren Brüder waren noch auf der Volksschule, unsere Mittel waren fast erschöpft, und ich wusste keinen Weg, auf dem ich mir die Mittel zum Studium hätte verschaffen können.

Nun schrieb ich täglich vom Ekel geschüttelt eine Anmeldung und bewarb mich bei armseligen Bauerngemeinden um eine Stelle als ganz gewöhnlicher Schulmeister. Un-

terdessen sank ich immer tiefer und tiefer. Um rasch etwas zu verdienen, musste ich ins Hotel Metropol als Hilfsbursche. Aber am dritten Tage zerschnitt

ich an der neuen Messerputzmaschine die Lederscheibe, und ich wurde verjagt. Darauf kam ich in die Kaffeerösterei

von Kern & Co. Dort liess ich einmal eine Trommel voll Portorico verbrennen und wurde ausbezahlt. Alle Augenblicke stand ich wieder auf der Strasse, so oft ich auch eine solche Stelle annehmen musste. Ich sträubte mich mit Händen und Füssen gegen diese niedrige Arbeit, die mir mein Vater zumutete. Langsam verblasste mein Traum von Glück und Grösse.

Unterdessen waren schon fast dreissig meiner Anmeldungen erfolglos zurückgekehrt. Als kantonsfremder Schweizer war es mir trotz der guten Zeugnisse nicht möglich, eine Stelle zu erhalten. Mein Selbstvertrauen fiel zusammen wie ein angestochener Ballon, und meine Schulideen lagen beim alten Eisen.

In dieser Zeit der Verzweiflung flakerte die alte romantische Schwärmerei manchmal wieder auf, freilich nur für ganz wenige Stunden, denn innerlich war ich diesem Empfinden und Denken aus der Schülerzeit schon völlig fremd geworden. Aber nun irrte ich oft wieder tagelang und nächtelang in den Wäldern umher, schrieb wehmütige Lieder in ein winziges Heftchen und meterlange Raubritterballaden. Ich fing wieder an, Romane und Novellen zu schreiben und fütterte mit diesem eingebildeten Können und mit erträumtem Ruhme mein schwaches Selbstvertrauen. Ich habe viele Arbeiten angefangen, aber nur ganz selten eine sehr kurze fertig gemacht. Einige fanden den Weg in die Schriftleitungen verschiedener Zeitungen, aber alle lagen eines Tages wieder auf meinem Pulte oder in irgendeinem Papierkorbe. Ganze dreizehn Franken habe ich auf diese Weise verdient.

Mein Vater wurde immer ungeduldiger, und die Abende daheim wurden immer ungemütlicher und schliesslich geradezu eine Qual für mich. Wie ein armer Landstreicher strich ich oft in den Strassen herum, mich einer ziellosen, willenlosen Traurigkeit hingebend.

Einmal, es war schon zu Anfang Dezember, wattete ich durch den nassen Schnee hinaus gegen den Flugplatz. Durch den dichten Nebel regnete es unablässig, und ein rauher Wind fegte über die trostlosen Wiesenflächen. Da sah ich, wie zwei alte Weiber einen wahrscheinlich blinden Hund vom Wege ab und ins Feld lockten und dann eilends davon rannten, das arme Tier seinem Schicksal überlassend. Wie gehetzt jagte es fort ins endlose Dunkel und entschwand meinen Blicken.

Dies kleine Erlebnis machte einen tiefen Eindruck auf mich. Ich sagte mir: «So irrst du nun zwecklos, heimatlos wie dieser Köter, in der Welt herum.»

Langsam schritt ich wieder nach der Stadt zurück. Plötzlich verdoppelte ich meine Schritte. Eine wahre Sehnsucht hatte mich erfasst, mit andern Menschen in einem warmen Raume zu sitzen. Am Zentralplatz leuchteten die Lichter des Kino Palace lockend in die Nacht hinaus. Ich kaufte mir eine Karte und ging hinein. Das Herz schlug doch ein wenig schneller, als der abgedankte Griechenjüngling in diesen oft verachteten Sündenpfuhl eintrat. Ich zeigte die Karte vor, und der Pförtner wies mich an einen freien Platz neben einem jungen Mädchen, das ich schon von der Strasse her flüchtig kannte.

Wir begrüßten einander wie alte Bekannte, und bald fragte das Mädchen, ob ich mich auch für die Russen interessiere, dass ich mir diesen Film ansehe.

Ich betrachtete sie genauer und fand, dass sie wirklich ganz reizend war, und ich zeigte ein riesiges Interesse an den Russen. Dann fragte sie wieder, was ich von der neuesten Mode halte, und ich gestand, dass ich sie sehr schön und schick finde, allerdings zum erstenmal. Während der Vorführung lachte das Mädchen wie ein Gletscherbach, und ich tat fleissig mit. Dann stellte sie wieder witzige, kluge Fragen, die ich unter Anwendung meines ganzen Wissens so gelehrt wie möglich beantwortete. Schon nach zwei Stunden waren wir die besten Freunde. Der weiche und doch nicht gezierte Tonfall ihrer Stimme, die frischen Bewegungen und die klugen, blauen Augen hatten es mir angetan. Ich lebte auf einmal in einer andern Welt. Nachher begleitete ich sie auf den Zug, denn sie wohnte in einem Vororte. Auf dem Wege erzählte sie, dass sie hier in der Stadt in der Damenabteilung einer bekannten Kleiderfabrik arbeite und dass sie Lisa heisse.

Von nun an trafen wir uns oft im Kino Palace, nicht selten zweimal in der Woche. Wir besprachen die gesehenen Filme, und da der gute Film von heute mit vollen Händen aus dem jetzigen Leben schöpft und aller Menschen Leiden und Freuden zeigt, so hatten wir immer reichlich Stoff zur Unterhaltung, und wir konnten über Dinge reden, die beide zu fesseln vermochten. Dabei lernte ich Lisas Gesinnung und ihre Ansichten kennen, und das Mädchel gefiel mir immer besser.

Einmal klagte ich dann meiner Freundin mein ganzes Leid.

«Aber warum gehen Sie denn nicht nach Amerika? Dort finden Sie gewiss Arbeit. Mein Bruder hat leicht eine Stelle gefunden, und jetzt verdient er dort wie bei uns ein Fabrikherr.»

Ich sagte, dass ich meine Heimat nicht verlassen könne und lieber hier etwas suche. Aber es sei sehr schwer, eine Lehrstelle zu finden.

«Dann nehmen Sie doch etwas anderes. Gehen Sie zum Hotelfach oder zur Industrie. Ich hätte auch nie gedacht, dass ich einmal in die Fabrik ginge, und nun bin ich stolz auf die schönen Sachen, die wir machen.»

«Aber denken Sie doch, Lisa, ich habe

studiert, so ein gewöhnlicher Beruf ist doch nichts für mich!»

«Ihnen ist wirklich schwer zu helfen. Mein Religionslehrer hat zwar gesagt, es komme nicht auf den Beruf an, der wahre Beruf für alle Menschen sei das Wirken in der Familie... Wären denn Sie nicht froh und zufrieden, wenn Sie eine Familie glücklich machen könnten und wär's auch durch einen gewöhnlichen Beruf, wie Sie sagen? Ich wollte lieber zwei, drei gut erzogene Kinder und eine liebe, gute Frau als eine Beige Romane.» Dabei machte sie Augen...! Am selben Abend war nicht viel anzufangen mit mir.

Ein anderes Mal kamen wir von einem lustigen Wienerfilm aus dem Kino und setzten uns in den Stadtpark, Lisa war so lieb wie noch nie. Eng umschlungen schritten wir eine halbe Stunde später durch die nächtlichen Strassen nach dem Bahnhof. Alle Sorgen waren verschwunden. Noch auf dem menschenleeren Bahnsteig küssten wir einander, und wie trunken vor Glück kam ich nach Hause.

Um so düsterer lag am andern Morgen die Wirklichkeit vor mir. Der Vater war in der schlechtesten Laune und sagte, wenn es nicht bald etwas gäbe, so könne ich zu seinem Schwager nach Ohio. Englisch könne ich ja, und die Reise bezahle der Onkel.

Mittags wurde ich von Lisa ans Telefon gerufen. «Du, Hans», sagte sie, «die Rhätische Bahn sucht Personal für den Fahrdienst. Das wäre etwas für Dich. Lies einmal in der gestrigen Zeitung nach.»

Ich gab ihr keine bestimmte Antwort. Ein Weg wäre das gewiss, aber... Nun wusste ich, es musste etwas geschehen, das mich vor einem solchen Schicksal zu retten vermochte.

Ich nahm meine Romane, Novellen und Gedichte und machte mich auf den Weg zu Professor Benzler, meinem früheren Deutschlehrer, der mich immer gut verstanden hatte. Er blätterte lange in den Heften herum und hörte mein Anliegen und meinen Kummer an.

Dann sagte er mit ruhiger Stimme: «Darf ich zu Ihnen einmal offen reden, wie ich's denke? Sehen Sie, mein Lieber, grosse Hoffnungen dürfen Sie dieser Sachen wegen nicht haben. Sie sind gut, aber zum Dichter langt's doch nicht. Sie sind kein Talent und kein Genie. Warum Sie dennoch den Drang zum Dichter fühlen? Ich glaube, es ist nur der Trotz gegen Ihren Vater. Was er missachtet, das lieben Sie aus unbewusstem Wi-

derstand. Lassen Sie sich raten und greifen Sie frisch in den Glückssack hinein und ziehen Sie irgend ein Los. Verdienen Sie zunächst Ihr Brot. Wenn Sie dann noch schreiben wollen... na dann...»

Er sagte noch manches vom Berufe des wahren Dichters und vom Schicksal verfehlter Lebenswege. Meine «Gesammelten Werke» lagen vor mir wie ein Häuflein wertloses Papier.

Langsam ging ich heim, legte meine Romane in den Herd und zündete sie an. Mit ihnen sank mein Jugendtraum zusammen.

In einer endlosen Nacht nahm ich Abschied von meiner Jugend und erwachte als ein Mann. Ruhiger, gereifter schritt ich von da an durch das Leben und Lisa ging jeden Schritt mit mir.

Ich meldete mich bei der Rhätischen Bahn und wurde angestellt. Meine Bildung und besonders meine sprachlichen Kenntnisse halfen mir dazu. Ich bin in diesen Jahren bald nach Davos, bald nach St. Moritz oder Chur gekommen, und Lisa folgte mir jeweils

nach. Sie war in dieser Zeit dann als Verkäuferin in den Modegeschäften tätig.

Jetzt wohnen wir seit einem Jahre im Engadin als glückliches Paar, und ich bin mit meinem Berufe völlig zufrieden. Freilich, Aerger gibt's oft, und besonders jetzt mit diesen ungehobelten Neureichen. Aber wo hast du keinen?

So bin ich, durch die Umstände gezwungen, den rechten Weg gegangen. Ich lebe mit meiner kleinen Familie zurückgezogen und glücklich, und ich werde immer ein gutes Auskommen haben für uns. Ich fühle mich als ein brauchbares Glied der Gesellschaft, indem ich meinen Dienst recht versehe. Ein gutes Verkehrsmittel ist heutzutage ein unschätzbares Kulturgut. In diesem Bahnbau steckt mehr ehrliche Arbeit als in einem Dutzend mittelmässiger Romane. Man muss auch diese Arbeit achten wie ein gutes Buch oder ein schönes Bild, wenigstens meine Meinung ist es, und ganz unrecht werde ich nicht haben, wenn ich schon ein ganz gewöhnlicher Mann bin.

SO WURDE ICH PROLETARIER

Sehr geehrter Herr Redaktor,

Ich lege Ihnen hier eine Arbeit zur Prüfung vor, von der ich glaube, dass sie für Ihre Monatsschrift in Betracht kommen könnte. Brauche ich noch eigens beizufügen, dass es sich bei dieser Arbeit nicht um Literatur, sondern um Leben handelt? **L e i d e r** handelt es sich nicht um Literatur!

Wieweit die Arbeit auch die Schicksale anderer junger Intellektueller berührt und wie weit sie Mißstände unserer geistigen und wirtschaftlichen Gegenwart antönt, darüber mögen Sie sich selber Rechenschaft geben. Eine wei-